



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 17.

Montag, den 19. April 1915.

Erscheint jeden Montag.

Der Stellungsbefehl.)

Von Ferdinand Künzelmann.

(Nachdruck verboten.)

In der Zeit, als ein ungarisches Stück über die Deutschen
Bühnen ging, in dem das Leben der Japaner in Paris mit
großen Farben abgemalt war, sahen eines Abends nach einer
Vorstellung dieser lebensvollen Szenen ein paar Freunde
beim Nachtmahl in einem Restaurant der Friedrichstraße
und redeten über Japan und über dieses merkwürdige und immer
noch geheimnisvolle Volk des fernsten Ostens. Die Meinungen
waren geteilt — die einen hielten die Japs für eine andere
Art von Raubtieren, die anderen sahen in ihnen, wobei sie
sich namentlich auf viele Bücher des englischen Schriftstellers
Hearn bezogen, Menschen von einer uns unbegreiflichen Tiefe
und innerlichen Vollkommenheit.

Endlich, als der Streit eine Weile hin und her gegangen
war, sagte Herr Barnid, der sich bis dahin recht schweigend
gehalten hatte: „Also, Kinder, ich will euch eine Geschichte
von einem Japaner erzählen, ein eigenes Erlebnis mit einem
dieser gelben Wesen, das mir für immer die Lust verdorben
hat, mich noch einmal mit einem von diesen Herrschaften an
einen Tisch zu setzen.“

„Man soll aber nicht immer veralgemeinern“, sagte
einer der Verteidiger Jappons, „und es ist unrecht, von einem
unangenehm oder schlimmsten Menschen auf ein ganzes Volk
zu schließen.“

„Hör' mich erst an“, sagte Herr B., „und entscheide dann
selbst... Es war also vor zwei Jahren, als eines Tages...
Nein — ich muß vorausschicken, daß ich vor einigen Jahren
einen Band alter Reisebriefe eines wunderlichen, die See
und die fernsten Länder durchstreifenden Grafen heraus-
gegeben habe.“

„Ich kenne das Buch“, sagte der Doktor Raff lächelnd,
„ich habe es ja selbst besprochen. Es ist dünn und wunderbar
genau.“

„Schön“, sagte Herr B., „Also in diesem Buche finden sich
auch zehn, zwölf lange Briefe aus Japan, das mein Reisender
in der Mitte der siebziger Jahre kennen gelernt hat, also zu
einer Zeit, als die Herren Japaner uns westlichen Leuten
noch nicht so viel geliefen und nachgeschickt hatten. Daß
damals dieses seltsame Land einem empfindlichen, romantischen
Geiste als ein wahrer Märchengarten erschienen sein muß,
glaube ich gern, und ich bin immer der Meinung gewesen,
daß die japanischen Briefe meines alten, guten Grafen das
Schönste und Beste des ganzen Buches sind.
Namentlich ist dieser Reisebericht aus japanisches Land und japani-
sches Wesen denn auch vollständig den Herren Japanern selbst
zu Ohren gekommen.“

„Das beweist doch“, sagte Herr Erdmann, ein Maler
und glühender Bewunderer der japanischen Kunst, „daß sie
den inneren Anschluß an unser geistiges Leben suchen.“

„Ja, es beweist“, sagte Herr B., „daß ihnen nichts,
aber auch gar nichts entgeht, und daß sie's verstehen, aus
allem ihren Vorteil zu ziehen, und daß wir...“

„Und deine Geschichte?“ fragte der Doktor.
„Die kommt gleich... Also vor zwei Jahren — ihr
wagt, ich möchte damals noch in Hannover — bekam ich eines
Tages einen Brief meines Verlegers, der mir für den nächsten
Sonntagmittag den Besuch eines Japaners, eines Doktors
Kitano, ankündigte. Er schrieb mir, dieser Herr hätte sich
an ihn mit der Anfrage gewandt, ob er nicht die japanischen
Teile meines Reisebuches ins Japanische überlegen dürfte.
Er hätte nichts dagegen, und ich möchte nun selbst mit dem
Herrn aus Japan darüber verhandeln und sehen, wie wir
Bemerkungen machen, daß man mich sogar schon
in Japan bemerkt, und wenn es sich ja auch nicht um eine
meiner eigenen Arbeiten handelte, so war doch eine Ver-
bindung angebracht, japanische Zeitungen müßten das Buch
und damit natürlich auch meinen Namen kennen, und ich sah
schon all meine Romane und Novellen ins Japanische über-
setzt. Ich erwartete den Sonntag mit großer Ungeduld, und
als Punkt 12 Uhr ein Wagen vor dem Hause hielt, dem, wie
ich hinter meiner Gardine erpähte, ein schmächtiger, kleiner,
gelber Mann, tadellos mit Gehrock und Zylinder, entzück-
t, besah mich geradezu eine Aufregung, über die ich mich heute
noch ärgere. Aber uns lief eben allen ein wenig von der
abzernern, anheimelnden Bewunderung des alten Geistes für
seine englischen Freunde in den Gliedern, und diese Be-
wunderung haben wir dann in schöner Gerechtigkeit auf alles
Freunde ausgesöhnt, und damit...“

„Also der Japaner ist nun vorgefahren“, unterbrach der
Doktor ungeduldig lächelnd, „und die Treppe hinaufgestiegen.
Ihr habt euch begrüßt, und ihr habt nun da und dort herum-
gesehen und bedeutende Dinge. Und davon sollt du uns
erzählen und nicht von unseren Tugenden und Vätern.“

„Er war im Anfang ganz nett, dieser Doktor Kitano“,
fuhr Herr B. fort, „und wir unterhielten uns vortrefflich. Er
erzählte mir in leblichem Deutsch, daß er schon seit einem
halben Jahre der Medizinische Hochschule war und daß er am
Schluß des Semesters — das war in vier Wochen — über
London wieder nach Japan wollte. Weiter mußten aber die
100 Seiten aus meinem Buche überlesen sein, und ich sollte
ihn in der Art dabei helfen, daß ich ihm jedes dunkle Wort
und den Sinn jedes Satzes richtig klarmachen sollte. Aber
das Geschäftliche einigten wir uns schnell, und das Geld
wurde — nebenbei gesagt — nach einigen Tagen von einer
Berliner Bank an mich geschickt. So war also der erste Besuch

ganz befriedigend verlaufen, und ich freute mich sehr auf diese
merkwürdigen Arbeitstunden, weil ich mir dachte, daß sie
mir wenigstens eine genaue Kenntnis einer mir noch neuen
Erscheinungsform des Homo sapiens verschaffen würden.
Nun, meine Erfahrungen habe ich denn ja auch gemacht, aber
sie waren wirklich nicht sehr erfreulich.“

„Aber du mußt hübsch von Anfang an erzählen“, sagte
einer; „denn wir wollen alles wissen, und deine Empörung
über spätere Dinge darf dir nicht immer mit dem Gange der
Historie durchgehen.“

„Zuerst war alles gut und schön“, sagte Herr B., „Mein
Herr Japaner stellte sich jeden Nachmittag bei mir ein, und
wir arbeiteten dann manchmal vier, fünf Stunden.“

„Und dabei hast du nicht Japanisch gelernt?“ fragte der
Doktor.

„Nur ein paar Wörtchen, und die habe ich auch schon
wieder vergessen. — Also ich gewöhnte mich an meinen
neuen Kollegen schneller, als ich dachte, nur war es mir
in den ersten Tagen recht unangenehm, wenn er mich irgend-
wie berührte. Aber das ließ sich, da wir dicht nebeneinander
am Schreibtisch saßen, nicht gut vermeiden. Eigentlich
war es mir schon lästig, ihm die Hand zu geben; denn seine
Hand war eisig und ganz weiß, und sie fühlte sich an wie
ganz alte Leinen. Auch hatte er einen besonderen Geruch,
den alles künstliche Papier der Welt nicht verdrängte. Das
ging mir auch auf die Nerven, aber ich begnugte mich, denn
ich sagte mir immer wieder, daß er ja für seine Zeit und für
seine körperliche Beschaffenheit nicht weiter verantwortlich
zu machen wäre, und ich überlegte mir, daß wir Europäer
für seine Nase wahrheitsgemäß auch nicht angenehm riechen.
So wurde ich zwar mit Gemalt Herr meines Grauens vor
seiner Nähe und seiner Körperlichkeit, aber im Unterbewußt-
sein blieb immer Ablehnung und Abwehr, und ich glaubte,
ich habe mich niemals im Leben so dünn gemacht wie in
diesen Tagen. Aber das hinderte mich nicht, ganz eifrig
anzuerkennen, daß dieses schmächtige Wesen ein unbeschreiblich
zarter Mensch war, mit dem ich sehr leicht plaudern ließ.
Er hatte viel gesehen, er mußte viel zu erzählen, und er
konnte so lebendig und anschaulich schildern, daß man alles
vor sich sah. Aber er berückte so leichtlich wie die photo-
graphische Kamera, und so sehr ich aufpasste, etwas von seinen
eigenen Gedanken zu erfahren, so sehr ich mir Mühe gab, ihn
aus sich herauszulassen, — ich habe auch nicht ein einziges
Mal nur einen Schimmer von dem erdlichen können, was er
bei all seiner Beobachtungen und Erlebnissen empfand. Wir
sahen ganz dicht zusammen und waren doch viele tausend
Meilen voneinander entfernt. Einmal ging ich sogar mit
ihm aus, um ein paar andere japanische Studierende
kennen zu lernen; denn ich war neugierig geworden. Sie
waren ebenso gesprächig, ebenso fragelustig und ebenso un-
ergründlich wie er, und ich war nicht klüger geworden. Nur
hätte der Abend heinabe mit einem Streit geendigt, denn
plötzlich gingen zwei dieser Jungen, die alle Deutsch konnten,
eine japanische Sonderunterhaltung an. Die Unerschöpf-
lichkeit verbot ich mir und heitzte, als eigentlich nötig ge-
wären wäre. Aber es gab keine Forderung. Die Herrschaften
lächelten nur und sammelten sehr höflich ihre Entschul-
digungen. Ich hatte jedoch keine Meinung mehr, diese Leute
noch einmal zu sehen, und als Kitano mich eines Tages bat,
einen Freund von ihm auszufragen, erlaube ich meine Wohn-
ung und meine Arbeitsstätte anzusehen, schickte ich ihm das
rundweg ab. Er lächelte, und es wurde kein Wort mehr da-
von geredet. Aber als er dann sein hübsches, verbindliches
Wesen nicht so viel veränderte, als er mir immer weiter Tag
für Tag ein paar kleine Blumen mitbrachte — nebenbei ge-
sagt, war es immer eine wahre Kunstleistung, wie er sie in
der Tasche anordnete —, also, als er immer derselbe blieb
trotz mir meine Abwehr wieder leid, und ich war schon dicht
daran, mit seine Freunde doch noch einzuladen.“

„Und warum hast du's nicht getan?“ fragte der Maler.
„Es wäre doch gewiß sehr merkwürdig und interessant ge-
wesen.“

„Möglich“, antwortete Herr B., „Aber mir wurde mein
Herr Kollege — er hatte nämlich schon selbst drei, vier Bücher
geschrieben — plötzlich unheimlich.“

„Und wie kam das?“ fragte der Doktor.

„Das kam durch seine Neugier“, war die Antwort, „durch
seine unbeschreibliche grenzenlose Neugier. Daß er alles, was
im Zimmer stand und ging und lag, mit seinen klinken Augen
immer wieder betrachtete, daß er nicht ruhte, bis er alles
angesehen hätte, bemerkte ich bald. Eines Tages, als ich ein-
mal für einen Augenblick aus dem Zimmer gerufen war,
enttappte ich ihn sogar dabei, daß er den Papierkorb unter-
suchte. Ich sagte nichts, sondern dachte mir mein Ziel. Ich
wurde sehr vorsichtig, hielt alles hübsch unter Verschluss und
ließ keinen Brief, kein und beschriebenes Blatt mehr herum-
liegen. Eines Tages, als wir nach der Arbeit nach eine
Tasse Tee tranken, wollte ich ihm irgend etwas zeigen, und
ich öffnete meinen Schreibtisch, das alte schöne Erbstück
von meiner Urgroßmutter, das ihr ja kennt. Er herrte, als
er die vielen Bücher und Schulbücher sah, buchstäblich Maul
und Nase auf. Und als ich ihm noch die Geheimfächer, die
doppelten Böden und all die vielen Kistchen und Kästen dieses
Prachtstückes zeigte, kam er vor Entzücken ganz aus dem
Häuschen. Niemals vorher hatte ich ihn so lebendig gesehen,
und er erzählte mir, was sein großes Staunen einiger-
maßen begründlich machte, daß sie in Japan in ihren leichten,
geruchlosen Wohnungen überhaupt nichts Versteckbares
hätten. Er konnte ich einfach nicht lässig sein, und er wurde
nicht müde, die Geheimfächer immer wieder aufspringen zu
lassen. Niemals hatte ich so freundschaftlich für ihn empfunden

wie in dieser Stunde, denn sein Entzücken erinnerte mich
daran, wie ich selbst als Kind bei der Großmutter diesen
Schrank angestarrt hatte, wie ich begierig war, die Wunder
und Schätze zu sehen, die er in seinen vielen Laden barg.
So sah ich plötzlich in diesem klugen, japanischen Doktor eine
andere Art von Kind, und ich fing ganz von selbst an, genau
so, wie es die Großmutter bei mir gemacht hatte, ihm alle
Partikeln des Schrankes zu zeigen. Dabei wurde denn end-
lich auch eine Lade aufgesperrt, in der ein paar alte Orden
meines Großvaters lagen, friedlich neben meinem Schmuck
und meinen Militärpapieren. Diese Papiere hielt ich beim
Berauschnen der Orden zufällig in der Hand. Der Doktor
sah dicht neben mir, deutete plötzlich auf diese Schriften
und fragte: „Was ist das?“ Ich sagte: Das ist ein Stellungs-
befehl. Und als ich ihm klaremacht hatte, was das ist, er-
zählte ich ihm weiter, daß man diesen wertvollsten Brief
nun im Falle der Mobilmachung öffnen dürfte, und daß ich
erst aus diesem Papier erfahren würde, zu welchem Truppen-
teil und wohin ich mich im Falle eines Krieges zu begeben
hätte. Als ich das sagte, waren seine Augen hinter den
Brillengläsern ganz trennend geworden, und er fragte un-
geheuer: „Darin steht also, gegen von einmal Krieg sein wird?“
Ich lächelte, erklärte ihm die Geschichte noch einmal und sagte:
„Gegen von einmal Krieg sein wird, das kann man natürlich
noch nicht wissen.“ Doch, doch, sagte er ganz eifrig, der
Kaiser weiß das schon.“ Und dann fragte er: Und wenn
Sie nun dieses Papier schon vorher öffnen?“ Ich antwortete:
„Zum Teufel, da werde ich mich schon hüten, denn damit
könnte ich mir die größten Unannehmlichkeiten bereiten.“
Dann gab ich ihm die Orden, aber er sah sie nur ganz flüchtig
an. Er konnte seine Augen von diesem geheimnisvollen
Papier einfach nicht losreißen. So sehr er sich in der Gewalt
hatte, so konnte ich doch leicht merken, daß ich sein ganzes
Wesen zu starrer Spannung und Neugier veranlaßt hatte.
Gottselig war ich errietet, und die freundschaftliche Haltung
war schnell verloren. Ich schloß die Kiste abschleunig wieder
ein, und ich herrte den Schrank mit einem Ruck wieder zu.
Ein paar Minuten später brach er auf. Ich lächelte ein wenig
bitter ihm her und freute mich, daß ich ihn nur noch etwas
länger als eine Woche zu genöhen hatte. Am nächsten Tage
verlieferte er zu einer Zeit, wo er mich nicht zu Hause war,
in meine Wohnung einzubringen, aber mein alter, der
Drachen von Wirklichkeit, die ja, wie ihr wißt, kaum meine
alten Freunde, kaum meine eigene Mutter allein in meine
Arbeitsstube ließ, hatte ihm gar nicht zugemacht. Natürlich
wurde ich nun doch vorsichtiger, und ich ließ ihn auch nicht
einem Augenblick allein. Und das war sicher sehr geistig;
denn an den beiden nächsten Tagen nach dieser Szene an
meinem Schranke alltäg in diesem Kell eine solche wilde,
faum gebändigte Erregung, daß mir förmlich unheimlich zu
Sinn wurde, und daß ich nicht mehr mit diesem Tier allein
sein wollte. Ich hat also einen Bekannten, einen baus-
langen Bauernsohn von der Tierärztlichen, für ein paar
Tage zu mir her, und in seiner Röhre — Herr Kitano schloß
es, als er sah, und rückte seine Brille zurecht — fühlte ich
mich, meinen Schrank und meine Geheimnisse lieber. Unter
dieser Schwärze gingen dann die letzten Arbeitstage hin,
und wir wurden mit unserer Verbesserung noch vor Semesters
Schluß fertig.“

„Ohne Einbruch und ohne Raub?“ fragte der Maler,
nicht ohne ein wenig Schok.

„Aber beim Begriffe ich deine Wit auf die Japaner
wirklich nicht.“

„Ich bin ja noch nicht fertig“, sagte Herr B., „Nur noch
ein wenig Geduld... Als wir den Schlüssel zum Schrank
hatten, setzten wir uns noch in die Pflaudecke, und er er-
zählte mir, daß er noch vor der letzten Vorstellung arbeiten
müßte, daß er er noch beobachtet, mich eigentlich niemals
ruherhalten der Arbeitszeit gesehen zu haben, daß er sich immer
so gern mit unterhalten hätte — kurz, wir saßen uns
gegenseitig viel Schönes, und er lud mich endlich für den
Mond zum Essen in eines der großen Hotels ein. Ich nahm
an, ging um neun hin und fand ihn schon in der Halle auf
mich wartend. Nicht allein, sondern mit zwei hübschen,
blonden, allerliebsten Frauen, die er mir als seine
Freundinnen Fräulein Irma und ihre Schwester Fritze vor-
stellte. Zunächst ärgerte ich mich, daß diese jetzt netten,
deutschen Frauen aus gutem Bürgerhaufe — sie waren die
Töchter seiner Wirtin, einer Baumwollweberin — mit der gelben
Kreatur gingen und an ihm wie zu einem höheren Wesen
hinaufblieben. Aber dann wiederholte ich mir, was ich mir
schon tausendmal gesagt hatte, daß er ja ein Doktor und ein
höflicher Mensch wäre, und daß sich über den Geschmack nicht
streiten läßt. Abermals war der Abend so hübsch und friedlich,
daß wir für den nächsten Nachmittag eine Ausfahrt verab-
redeten. Auch das wurde recht lustig, und als wir am Abend
wieder in die Stadt kamen, waren Fräulein Rosa und ich
übereingekommen, daß wir auch nach der Abreise des Japaners
die werde Bekanntschaft fürchten wollten... Ja... Der
Doktor machte mir am nächsten Mittag seinen Abschiedsbesuch,
und wir haben ihn denn gegen Abend zur Bahn gebracht,
wobei die Mädchen viele Tränen vergossen... Daß er mir
geschickt hätte, könnte ich nicht sagen, aber mit Reß habe ich
doch noch oft von ihm gesprochen.“

„Du schickst sie — oft?“ fragte der Doktor und machte
listige Augen.
Herr B. lächelte.
„Ja — oft. Und schließlich sogar jeden Tag. Sie war
ein kleines, munteres, blondes Mädchen, und wenn sie mit
einem bunten Kimono angetan und japanisch fröhlich in der

*) Mit Erlaubnis des Verlegers ernahmen wir diese Novelle
dem Schauspiel „Sakura“ von Ferdinand Künzelmann.
Preis 1.50 Mk. broschiert, 2.50 Mk. gebunden. Robert Mar-
tinet's Verlag, Berlin SW. 68



Sofaede oder auf dem Teppich lauerete, war sie sogar entsetzt.

„Mein Gott, ja“, sagte der Doktor, „natürlich. Ich erkenne dich. Ich habe sie ja damals bei dir gesehen, als ich aus Holland kam. Sie war wirklich hübsch. Sie konnte sogar einen Teufel deden.“

„Mit einem Worte“, sagte der Maler, „sie hatte sich häuslich bei dir eingerichtet.“

„Ja“, sagte der Doktor, „für einige Wochen.“

„Streit“, fragte der Doktor.

„Nein.“ Sie wurde mit einem Male eine andere. Ihre Betiertheit war dahin. Sie bekam kranken, Zustände und Krampfen. Das war wenig angenehm, und ich war nicht böse, als ihre Besuche seltener wurden, als sie endlich ganz wegblich. Ich war damals übrigens so tief in der Arbeit, daß ich das Alleinein ganz gut ertrug. Nach einigen Wochen hatte ich sie beinahe schon vergessen, aber ich wurde in recht peinlicher Weise an sie und ihre Gastspiele bei mir erinnert. Eines Tages besuchte mich nämlich der Oberst Baur, ein alter, guter Freund meines Vaters, sofort aus Besichtigung, denn er hätte mir etwas Wichtiges zu sagen. Ich wunderte mich, was er mir zu sagen hätte, und machte mich gleich auf den Weg. Er war furchtbar geheimnisvoll, herrte die Tür zum Vorzimmer sehr sorgsam zu, und dann — nun, und dann zeigte er mir meinen erkrankten Stellungsbefehl, der aus London an das Bezirkskommando geschickt und durch einen glücklichen Zufall in seine Hände gekommen war. Den Zusammenhang wußte ich gleich und ich konnte sofort alles aufklären — die treffliche Kellnerin hatte das Blatt im Auftrag des Japaners gestohlen, und er hatte mir, vielleicht weil ich seine Freunde nicht in mein Haus gelassen hatte, hinterwärts eins auszuweisen wollen. Das ist ihm ja nun allerdings nicht gelungen, aber ich gehe seither — und ich glaube, das werden die Begleiter — den Gelben nicht aus dem Wege, und ich ärgere mich, daß sie bei uns überall herumhüpfen dürfen, wo es etwas zu lernen gibt. Denn wenn sie wirklich bei sich zu Hause so innerlich so blumenhaft art sein sollten, wie das der Herr Hearn schreibt — nebenbei glaube ich, daß er gar sehr durch die tolle Bielle geliebt hat —, so sind sie hier bei uns alle Spione, und man muß alles vor ihnen gut verschließen. Nicht nur die Mutter, sondern auch die Kinder sind recht.“

Der Doktor und sein Freund stimmten bei, der Maler und sein Nachbar machten immer noch Einwände und Einschränkungen. So lief das Gespräch noch eine Weile hin, und am Ende hatte, wie das immer geht, keiner den anderen ganz überzeugt.

Der Bruder.

Von Paul Ernst.

(Nachdruck verboten.)

Mein langjähriger Freund, Hauptmann v. S., sitzt mir gegenüber in meiner stillen Arbeitsstube im Sofa, das vermoderte Wein ausgekostet. Sein junger Bruder ist in dem Treffen gefallen, in welchem er selber verwundet wurde. Er hat der Mutter erzählt, wie es war, an der Spitze seiner Leute, nach einem glücklichen Sturmangriff auf eine feindliche Batterie in dem Augenblick, als er, den Degen in der Hand, jubelnd ausrief: „Sieg“, in dem schönsten Augenblicke, den ein Mann erleben kann, trah ihn eine Kugel eines der Feindlichen. Die Mutter hat geweint, sie hat gesagt: „In dem schönsten Augenblicke, den ein Mann erleben kann“, sie hat sein Bild angesehen und gesagt: „So schöne Hände hatte er, so schöne Augen.“ Sie weint noch immer, aber sie weiß, daß er einen idonem Tod gestorben ist; sie denkt noch immer an die Augen, aber sie weiß, daß der Bruder, der ihn so liebte, sie ihm zugebrüht hat; an die Hände, aber sie weiß, der Bruder, der ungetrennlich von ihm war, hat sie ihm auf der Brust gefaltet, als er in sein Kriegerg Grab gelegt wurde.

Wir sahen still beieinander, mein Freund und ich. Sein Gesicht war im Schatten des Lampenschirms. „In vierzehn Tagen denke ich so weit zu sein, daß ich wieder zur Front zurückgehen kann“, sagte er plötzlich unvermittelt. „Ich habe es hier nicht aus. Mein Leben hat hier keinen Zweck, die Schwermut verfehlt mich. Bistest du, wenn dieser Krieg einmal zu Ende ist, wird mein Gefühl anders; jetzt habe ich nur das eine in mir: Gegen den Feind, gegen den Feind.“

Er war immer ein stiller, nachdenklicher Mensch gewesen, der ruhig seinen Dienst tat und viel studierte. Jetzt hatte ihn nie für eine eigentlich kriegerische Natur gehalten. Er war ein Mensch, der seine Pflicht erfüllte, und ich hatte oft gedacht, er wäre als Gelehrter mehr an seiner Stelle gewesen. Wir waren in jener Stimmung, in welcher man genau weiß, was der andere fühlt, auch ohne daß Worte gewechselt werden. Nun hing er an zu erzählen, als eine Art Antwort auf mein Erschauen, daß er sich so sehr nach der Schlacht zurücklehnte; nur als eine Art Antwort; denn was er meinte, das war nicht die Erzählung eines bestimmten Geschehens, sondern ein kurzes Erschauen einer nachlässigen Landschaft durch einen Blick. Ich hätte, daß die Landschaft ganz anders geworden war, wie ich sie früher kannte — aber sie war immer schon so gewesen, wie ich sie jetzt sah, und hatte ich sie nur falsch gesehen?

Mein Freund erzählte. Die Franzosen hatten sich in dem Fledern L. festgesetzt. Unsere Infanterie lag einige hundert Meter entfernt in Deckung, eine Batterie beschoß den Fledern, um uns den Sturm zu ermöglichen. Als das Feuer der Feinde nachließ, stürmten wir vor und nahmen nach kurzem Gefecht den Ort, der sehr hübel zugrunde war.

Ich stand auf der Straße und gab einige Befehle, als zwei Leute meinen Bruder brachten. Eine Flintenlugel hatte ihm beide Knie durchbohrt. Vor uns war ein Haus nach verhältnismäßig gut erhalten; nur die eine Ecke war durch eine Granate zerstört. Wir pochten; es niemand aufmachte, stieß ein Mann die Tür mit dem Kolben ein, dann trugen wir meinen Bruder in die Stube; es fand da ein breites Bett, auf das legten wir ihn. In der Ecke war ein junges Weib schlüpfend über ein Kinderbett gebeugt. Ich trat zu ihr, um eine Schüssel mit Wasser vor ihr zu verlangen; sie richtete sich auf, sah mich mit blühenden Augen an und deutete auf ein lates Kind in dem Bettchen; es war durch einen Granatplitter getroffen, der ihm den Kopf glücklich zerstört hatte. Wir schnürte sich das Herz zusammen, als ich die Verwundung der Mutter, die furchtbarlich entstellte Kinderleiche sah. Ich konnte nicht sprechen, wühlte ihr nur ab; inzwischen hatte ein Mann in der Küche eine Schüssel geholt und pumpte sie im Hofe voll Wasser. Höllich hörten wir wieder Gewehrschläge. Wir hülfen auf der Straße stand. Der Schuß schien aus den Feldern gekommen zu sein, in denen vielleicht noch einige

Feinde versteckt lagen. Wir machten uns daran, sie aufzufuchen.

Nun, also, die Einwohner, die noch in dem Fledern versteckt waren, scheinen geglaubt zu haben, daß wir fliehen wollten. Als wir nach etwa einer halben Stunde zurückkehrten, fanden wir die Leiche des Mannes auf der Straße verstimmt.“

Der Kopf des Erzählers fiel schwerer nieder. „Erlaßten Sie mir, Ihnen zu schildern, wie die Verstimmlungen beschaffen waren. Uns stand vor Entsetzen das Herz still. Ich eilte auf das Haus zu, in welchem mein Bruder lag; plötzlich sprang das Weib, das in der Stube gewesen, hinter der zertrümmerten Tür vor auf die Straße und eilte auf mich zu, eine große, blutige Spitze schwingend, wie dort die Arbeiter sie haben, wenn sie die Reste von den Bäumen abschlagen. Das ist eine furchtbare Waffe, die gleichzeitig hackt, schneidet und reißt. Ehe sie noch auf mich haken konnte, war ein Mann vorgeknungen und schlug ihr mit dem Gewehrholzen über den Kopf. Ich hörte das Krachen des Schädels, das Weib fiel mit ausgebreiteten Armen vor uns hin.“

Ja, das kann ich nicht vergessen, dieses Geräusch des fallenden Schädels.

Ich fand meinen Bruder in der Stube auf der Erde, durch furchterliche Wunden entstellt, sich wälzen und jähren.

Fahrt . . .

I.

Von Genf gen Norden leucht ein Zug, Anstalts-Verbindung, Deutsche, er trug, Krämpel, das einem das Herz frampft. Der Genfer Zug rattert, rüttelt und frampft, Doch ruhig zur Rechten liegt dunkel der See, Vom Montblanc herüber leuchtet der Schnee . . .

Von Konstanz gen Süden zur selbigen Stunde Fahren Franzosen, nicht einer kommen, Krämpel, wie die, die gen Norden kommen, Vom Krieg in die gräßliche Front gekommen, Winde und Lohne, ein in Genf, ein in Schmers, So fahren die Fernsten heimwärts . . .

Die glückliche, herrliche Schweizerland, Das du den Frieden mit harter Hand, Dir und der Menschheit noch halt gebahrt, Wie es dein Weib, mit'seiner Stimme wird laut, Weib ist dein Kreuz, du halt keinen Feind, Die dort und jene hier beide dir Freund.

Die zwei Züge begegnen sich irgendwo, Rein heller Bild grüßt den anderen froh, Vom Feindern zu Feindern nur fragen es schaut, Rein Wort und keine Stimme wird laut, Stumm starren sich die Zerfallenen an: Weib du es, der mir das angetan? . . .

Ein Weib, die Züge rollen durchs Land Auf ihrem kalten, häßlichen Bank, Das Nord und Süd, die Feinde, verbündet Und das rote Barte den das verbindet, Der Stahl ist hart, doch härter der Krieg, — Wir bleiben hart, bis unser der Sieg!

II.

Der deutsche Zug kommt ins Heimatland Und fährt vorüber am Rheinstrom, Der Feind und die Feinde in unfernen Land, Und im D-Zug, der um die Erde biegt, Stren friedlich, plaudernd und schaukelnd die vielen, Die nichts oder wenig vom Kriege fühlen.

Dank's bedenken dort auf dem anderen Gleis, Dank's ihnen allen und immer heiß, Das nicht die Feinde in unfernen Land, Und das rote Barte der Nord und Brand! — Ein beständiges Weib, ein Bild, ein Lieber, Und die beiden Züge draufen vorüber . . .

III.

Und ein dritter Zug rattert läuter vorbei, Und drinnen ein Singen — daszuzischen ein Schrei: „Kameraden schaut hin! Wie die dort ihr Blut, Geben mir's auch mit eurem Blut!“ Und hüben wie drüben leuchtet die Freude, Und die beiden Züge braunen ins Weite . . .

F. Matthes.

Er erkannte meine Stimme. „Erbarm dich, erbarm dich“, schrie er, „gib mir eine Kugel.“ Ich sah mich um, ich war allein im Zimmer; rasch nahm ich meinen Brömmung aus der Tasche, legte ihn meinem Bruder an die Schäfte und schoß. Er streckte sich und war tot.“

Lange war es still in der Stube, nachdem mein Freund mit bebenden Lippen seine Erzählung beendet hatte. Er hülfte, daß ich nichts sagen konnte, so sprach er denn endlich weiter:

„Ich bin von Natur ein ruhiger Mensch, ich habe meinen Beruf ruhig zu aufgeführt, daß ich meine Leute erziehen mußte. Sie wunderten sich, daß es mich wieder in den Krieg trieb. Ich habe meine Natur nicht verändert; aber ich will wieder in die Schlacht, sobald es geht. Ich weiß nicht, was mich treibt, es ist etwas Jenzeitiges.“

Nach einer Pause fuhr er fort: „Es ist nicht Radegefühl oder Haß. Kann ich denn die Frau hassen, die vor ihrem zerstückelten Rinde stand und mid in tierischer Leidenschaft meinen guten Bruder so verstimmt? Diese Menschen sind eine andere Klasse, eine niedrigere Klasse. Man kann sie nicht lieben. Wenn ich etwas Bestimmtes wollte mit meinem Trief in den Kampf, dann wäre es nur der Wunsch, daß dieser furchtbare Krieg sobald wie möglich beendet wird; und dies ist ja nicht anders möglich, er muß durch unieren Sieg beendet werden, obwohl dieser Sieg unserer Seele sehr schandig wird; es muß so sein, denn wenn die anderen siegen, dann würde der beste Teil der Menschheit so heute vernichtet.“

Aber es handelt sich nicht darum, daß ich etwas Bestimmtes will. Ich will wieder in den Krieg.“ Er war mir, als spräche ein fremder Mensch aus ihm; ich fragte: „Sie wissen, daß sie fallen werden?“ Er nickte. Dann sagte er: „Nicht, weil ich meinen Bruder getötet habe, das denken Sie doch nicht? Der Tod ist uns ja nicht mehr wichtig. Ich kann es nicht anders ausdrücken: Es ist mir Religion, daß ich fallen werde. Es werden ja wieder Menschen geboren, die werden neu anfangen . . .“

Schach.

Verarbeitet von Max Weiß.
Aufgabe Nr. 2184.
von Chr. Christensen.
(L. ehrende Erwähnung im 100-Jubiläumsturnier)

(9-13)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.
Weiß: Kd1, Dg2, Td6, Sd7, g7, Bb2, c5, e2, L2, Sdmarz; Kd1, Th1, h5, Sd5, Bb3, b4, h5, c3, e3, e4, e5, h6.
Schwarz: Kf8, Tg8, Sg8, Bg7, Lg7, Kg8, Sg8, Kg8.
An 21. Jant c. wurde zwischen den Schwedinnen Dunsburg und Frau ein Wettkampf gespielt, aus welchem wir nachfolgende von Weiß sehr eleganter gelöste Partie entnehmen:

Partie Nr. 2182.
Weiß: Dr. Ulrich (Reuz).
Schwarz: C. Schmidt (Dunsburg).
Winterpartie.

1. e2—e4	e7—e5
2. Sg1—f3	Sb8—c6
3. Sd1—c3	Sb6—c6
4. Lf1—b5	d7—d6
5. d2—d4	e5xd4
6. Sg3xd4	Lg8—d7
7. c—o	a7—a6
8. Lb3xc6	b7xc6
9. Sd4—e2	d6—d5
10. Se2—g3	O—O
11. h2—h3	Tb8—e8
12. Lc1—b2	Ld7—e6
13. d4—d5	d6—d5
14. e4—e5	Sf6—d7
15. Sc3—e2	Lf7—c5
16. Dd1—d2	Dd8—b4
17. Kgl—h2	Ld6—b6
18. Lf2—f4	Sd7—f8
19. Se2—d4	c6—c5
20. Sd4—f3	Dh4—d5
21. f4—e5	Ld6—c5
22. Lf5—f6	Sb6—e6
23. Sg3—g5	g7—g6
24. Sg5xe6	Lc8xe6
25. Sg5—f5	Lc8—h7
26. Sf5—g7	Lc6—c6
27. e5—e6	Dh8—d6+
28. Sd4—h1	d5—d4
29. d6—d7	Dd6—d7
30. e7—e8d+	Ta8xe8
31. Sg7xe8	Dd7xe8
32. Tel—e1	Dd8—d8
33. Dd2—b6	Dd8—b6
34. Tel—e5	Aufgegeben.

Schungen.
Nr. 2149 von O. Wähburg 3 +
1. Le2—d1! e. d(D)+1 2. Rf1xg2! Kd2xc1 2. Se2—d3 2. Se1xb3+

Nr. 2150 von R. Erlin 3 +
1. Td1—f7, Kd5xd6 2. Dg5—f4 b6—b4 2. Td7x7

Wichtige Schungen gingen ein von R. Klinger, S. Borich und K. Mat in Sella sowie von W. Rife in Bad Schmetberg.

Preis-Rätsel.

Bilderrätsel.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 16.
1. Sommerg. 2. Carnea. 3. Hermine. 4. Wühnani. 5. Komulus. 6. Nintee. 7. Sagen. 8. Dlag. 9. Nolenan. 10. Schagerak. 11. Faja. 12. Segunge. 13. Engfaller. 14. Ehrenpreußen. 15. Jofde. 16. Neuenjahr = Schanzpost. Ein. Scharfkan. Körer.

Wichtige Lösungen werden rechtzeitig ein:
Aus Halle: Gertrud Krehmann, S. Pletich, Willi Hennide, Emma Hübe, Charlotte Besser, Fritz und Kurt Linde, Fr. Gaudich, R. Krauß, Räte Friedrich, Fritz und Walter Scharping, Werner Gade, Gerhard Gens, Frau W. Brauer, E. Meusel, Werner Dants, Alfred Billenrot, W. Jwanajew, Eln. Malz, Charlotte Hummel, Elisabeth Lepzin, Käthe Breitter, Grete Robe, Effriede Weber, Lucie Weber, Rudolf Kölsch, Karl Müller, Joh. Geier, Gustav Grünide, S. Haupt, Werner Krüger, Karl Contrat, Elisabeth und Rudolf Bömel, Hans Kölsch, Gerhard Wadenrot, D. Wöhner, Paul Müller, Herbert Lehmann, Sie Tronisch, Ernst Zuchold, Gertrud Bömel.

Uswärtige: Charlotte Klatten-Eilenburg, Datar Stemann-Salangen, Kurt Wlad. Meresburg, Johanna Herzfeld, Torau, Walter Büne-Laubenau bei Dresden, Karl Brandt-Wagoburg, Gochte-Gros-Labor.

Presse erhielten: Gertrud Krehmann von hier, und zwar „Kinder- und Hausmärchen“ von Brüder Grimm, und Charlotte Klatten-Eilenburg, und amdar „Mooelen“ von Wolf von Sedenitzerna.

Rätselösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstag mittags in unierer Spauschäftsstelle abgegeben sein, die Rätselrät, Rätselösungen tragen und mit genauer Adresse versehen sein.